

# Rechtsgeschichte

[www.rg.mpg.de](http://www.rg.mpg.de)

<http://www.rg-rechtsgeschichte.de/rg3>  
Zitiervorschlag: Rechtsgeschichte Rg 3 (2003)  
<http://dx.doi.org/10.12946/rg03/218-222>

Rg **3** 2003 218–222

**Marie Theres Fögen**  
**Michael Kempe**

Nach Hause ...

## Nach Hause ...

»Nun machen wir die phantastische Annahme, Rom sei nicht eine menschliche Wohnstätte, sondern ein psychisches Wesen von ähnlich langer und reichhaltiger Vergangenheit, in dem also nichts, was einmal zustande gekommen war, untergegangen ist, in dem neben der letzten Entwicklungsphase auch alle früheren noch fortbestehen. Das würde für Rom also bedeuten, daß auf dem Palatin die Kaiserpaläste und das Septizonium des Septimius Severus sich noch zur alten Höhe erheben, daß die Engelsburg noch auf ihren Zinnen die schönen Statuen trägt, mit denen sie bis zur Gotenbelagerung geschmückt war, usw. Aber noch mehr: an der Stelle des Palazzo Caffarelli stünde wieder, ohne daß man dieses Gebäude abzutragen brauchte, der Tempel des Kapitolinischen Jupiter, und zwar dieser nicht nur in seiner letzten Gestalt, wie ihn die Römer der Kaiserzeit sahen, sondern auch in seiner frühesten, als er noch etruskische Formen zeigte und mit tönernen Antifixen geziert war. Wo jetzt das Coliseo steht, könnten wir auch die verschwundene Domus aurea des Nero bewundern; auf dem Pantheonplatze fänden wir nicht nur das heutige Pantheon, wie es uns von Hadrian hinter-

lassen wurde, sondern auf demselben Grund auch den ursprünglichen Bau des M. Agrippa; ja, derselbe Boden trüge die Kirche Maria sopra Minerva und den alten Tempel, über dem sie gebaut ist. Und dabei brauchte es vielleicht nur eine Änderung der Blickrichtung oder des Standpunktes von seiten des Beobachters, um den einen oder anderen Anblick hervorzurufen.

Es hat offenbar keinen Sinn, diese Phantasie weiter auszuspinnen, sie führt zu Unvorstellbarem, ja zu Absurdem. Wenn wir das historische Nacheinander räumlich darstellen wollen, kann es nur durch ein Nebeneinander im Raum geschehen; derselbe Raum verträgt nicht zweierlei Ausfüllung. Unser Versuch scheint eine müßige Spielerei zu sein; er hat nur eine Rechtfertigung; er zeigt uns, wie weit wir davon entfernt sind, die Eigentümlichkeiten des seelischen Lebens durch anschauliche Darstellung zu bewältigen.«

STIGMUND FREUD, Das Unbehagen in der Kultur, in: DERS., Gesammelte Werke, Bd. 14: Werke aus den Jahren 1925–1931 (London 1948), Frankfurt am Main 1999, 419–506, hier 427–428.

## Olympia – Rom – New York

Geplünderte, rauchende Paläste, umgestürzte Statuen, ausgeweidete Museen – anders als die Ruinen von Bagdad, an die uns der TV-Jahresrückblick Ende 2003 erinnern wird, verweist die nur noch auf Bildern existierende Ruine der New Yorker Twin Towers nicht auf die Folgen eines Krieges, in dem auch das Völkerrecht ruiniert wurde, sondern auf die Folgen eines Terroranschlags, der das einstige stolze Symbol Manhattans in weniger als zwei Stunden in Schutt und Staub verwandelte. Auf unzähligen Fotografien fixiert, seien die Stahlträger-Trümmer inzwischen zur »bekanntesten Ruinen-Ikone der Welt« geworden, meinen drei Herausgeberinnen eines Sammelbandes über die wechselvolle Geschichte der Ruinensemantik.<sup>1</sup> Ruinen können als Unzugänglichkeiten chiffriert sein, als Unbehagen an Totalitäten – wie bei Walter Benjamin – oder als Unsichtbarkeiten, von denen »weniger im Gedächtnis« bleibe »als die Spur von einem Schiff im Wasser« (Johann Joachim Winckelmann). Ausgehend von Friedrich Schlegels Unterscheidung zwischen Ruinen als zerbrochenen Objekten und Fragmenten als unvollendeten Objekten werden in den Aufsätzen unterschiedlichste Wahrnehmungen, Medialisierungen und Inszenierungen des Ruinösen und Ruinierens von Troja bis zur Gegenwart umkreist.

Das Ergebnis überrascht kaum. Kein ahistorischer Universalismus, ein paradoxes Zeichen komme zum Vorschein: die Ruine als Zeichen von Zeit und Zeitlosigkeit, von Bruch und Kontinuität, Zerstörung und Wandel, von Fortschritt und Nostalgie. Die Ruine als Paradoxon – freilich, das klingt schön, kommt aber zu schnell daher. Nicht immer, wenn Verschiedenes, Unterschiedliches oder gar Widersprüchliches

(A gleich nicht A) zusammenkommt, entsteht gleich Paradoxes, sondern nur, wenn die Bedingungen der Aussage zugleich Bedingungen ihrer Negation sind (A weil nicht A). So etwas träfe zu, würde man etwa sämtliche Bauwerke Roms aller Zeiten, die denselben Ort füllten, zugleich sehen können. Sigmund Freud, der auf diese Weise Rom als ein psychisches Wesen imaginierte, hielt sein eigenes Gedankenspiel für eine absurde Fantasie, weil derselbe Raum nicht zweierlei Ausfüllung zugleich vertrage.<sup>2</sup> Solche Paradoxien auszuhalten, wäre für das Gedächtnis eines entsprechenden psychischen Wesens sicherlich kein Problem. Wohl aber wäre es dies für den armen Piranesi im 18. Jahrhundert gewesen, der seine Stiche römischer Ruinen zwar als antiquarische »Arbeit am kulturellen Gedächtnis« verstanden haben mochte,<sup>3</sup> dabei jedoch keine Spuren der Vergangenheit konservierte, sondern an deren Stelle nur *seine* Sicht, die eigene Gegenwart setzte.

»Nach Olympia« – Hölderlins Wegweiser führt nicht zu einem realhistorischen Trümmerhaufen, vielmehr zum europäischen Antike-Mythos in den Bahnen von Literatur, Archäologie und Körperpädagogik.<sup>4</sup> »Nach« Olympia versteht Alexander Honold im Doppelsinn der Präposition sowohl temporal als auch vektoriell.<sup>5</sup> In Hölderlins *Hyperion* sieht der Literaturwissenschaftler exemplarisch die Herausbildung des archäologischen Blicks als ästhetische Disposition. Zu erkennen gebe sich im archäologischen Blickwinkel des 18. Jahrhunderts erstens die »opake Fremdheit« eines unverständlichen, da außer Gebrauch geratenen »Kulturerzeugnisses«, die aus den »antiken Überresten« »deutungsbedürftige Zeichen« und damit »einen

1 ALEIDA ASSMANN, MONIKA GOMMILE und GABRIELE RIPPL (Hg.), *Ruinenbilder*, München: Wilhelm Fink Verlag 2002, x, 378 S., ISBN 3-7705-3738-6, Zitat: Einleitung, 7.

2 SIGMUND FREUD, *Das Unbehagen in der Kultur*, in: DERS., *Gesammelte Werke*, Bd. 14: *Werke aus den Jahren 1925–1931* (London 1948), Frankfurt am Main 1999, 419–506, hier 426–428.

3 So ALEIDA ASSMANN, *Text und Ruine*, in: *Ruinenbilder* (Fn. 1) 151–163, hier 161.

4 ALEXANDER HONOLD, *Nach Olympia. Hölderlin und die Erfindung der Antike*, Berlin: Vorwerk Verlag 2002, 244 S., ISBN 3-930916-51-7.

5 Ebd. 11.

philologisch buchenswerten Gegenstand« mache; zweitens die »ästhetische Erfahrung der unauflöselichen Bindung des Kunstschönen« an seine »Alters- respektive Verfallsspuren«; und drittens die aus dem schleichenden Zerfall und der mutwilligen Zerstörung der Ruinen abgeleitete akute Gefährdung als »Legitimität« der Nord- und Mitteleuropäer, um sich gegenüber der mediterranen »Traditionsvergessenheit« als neue »Schutzmächte für die alten Tempel« ausweisen zu können.<sup>6</sup> So spürt Honold in Hölderlins Antike-Bild feinsinnig die Begründungslogik des deutschen Philhellenismus auf. Unverständlich bleibt allerdings, warum in diesem Zusammenhang immer noch von »Antike-Rezeption« die Rede ist, obgleich es hier sichtbar nicht um bloße Aufnahme, als vielmehr um aktive, produktive Konstruktion geht.

Dass Texte stabiler seien als Ruinen, ist ein alter Topos. Dagegen betrachtet Aleida Assmann Texte ihrerseits nun als Ruinen. Betont werden die »irreduzible Vielfalt der Teile«, die »Fragilität des Textes und seine Anfälligkeit gegenüber Zeit und Wandel«. »Einen Text als Ruine zu lesen«, setze eine Form der Hermeneutik frei, die zur »behutsamen Entzifferung und Spurensicherung« zurückkehre und sich der »Undurchdringlichkeiten des Textes, der Lakunen und Verödungen, der Krater des verlorenen Sinns« bewusst bleibe.<sup>7</sup> Eine solche metaphorische Übertragung des Ruinenbegriffes würde jedoch – unwillkürlich – ein falsches objektivistisches, ein »realistisches« Textverständnis voraussetzen, wonach Sinn sich nicht erst in der kommunikativen Aufnahme von Texten erschließen würde, sondern als etwas zu verstehen sei, das in Texten

wie in den Blöcken einer Ruine oder in den Resten einer Statue »eingeschlossen« sei, dabei auf ein ursprünglich Ganzes verweise, das im Wandel der Zeit verfallen und vergehen könne. Definiert man dagegen Texte *und* Säulenreste als – wenngleich gänzlich verschieden strukturierte – Möglichkeiten, Kommunikationen anzuschließen, zeigt sich auf konsequente Weise, dass »Antike« nur *erfunden* und nicht *gefunden* werden kann.

Wie ein jüngerer Sammelband über »Mythen in nachmythischer Zeit«<sup>8</sup> vor Augen führt, können auch moderne literarische Auseinandersetzungen mit Stoffen und Formen der Antike gar nicht anders, als ihren Gegenstand, die klassische Welt, immer wieder aufs Neue zu erfinden. Das gilt ebenso für Walter Jens, der Euripides seinen »Hausheiligen« nennt und sich antiken Texten »tastend allenfalls, andeutungsweise« durch »Empathie« und ein »Sich-Hineinversetzen« zu nähern versucht.<sup>9</sup> »Wahrscheinlich hat jeder seine eigene Antike«, stellt Gisbert Haefs lakonisch fest. »Nero hat immer ein bißchen Ähnlichkeit mit Peter Ustinov, Ludwig XIV war so etwas wie Augustus, Napoleon und Caesar waren beide klein und früh kahl, überall treibt sich Charlton Heston herum, und da man ganz allgemein ein paar Namen und Anekdoten kennt, hat man irgendwie das Gefühl, schon mal da gewesen zu sein.«<sup>10</sup> Ja, vielleicht hat Haefs Recht, vielleicht ist es gerade diese »scheinbare Nähe, die bei genauem Hinschauen immer wieder zu komplexer Fremdartigkeit wird«, die den »Reiz der Antike« ausmacht.

**Michael Kempe**

6 Ebd. 41–42.

7 ALEIDA ASSMANN, Text und Ruine (Fn. 3) 163.

8 BERND SEIDENSTICKER und MARTIN VÖHLER (Hg.), Mythen in nachmythischer Zeit. Die Antike in der deutschsprachigen Literatur der Gegenwart, Berlin, New York: Walter de Gruyter 2002, XIII, 378 S., ISBN 3-11-016869-3.

9 WALTER JENS, Mein Bild der griechischen Antike, in: Mythen

(Fn. 8) 181–185, Zitate: 183, 185.

10 GISBERT HAEFS, Scheinbare Nähe, in: Mythen (Fn. 8) 133–134.

## Athen – Bagdad

*So geht es einer Stadt,  
die Frieden schaffen sollte  
– selbst, aus eigener Kraft! –  
und für den Sieg gebetet hat.  
Als ob es Siege gäbe,  
wenn die Menschen sterben.*

Wer diese Euripides-Verse in der Übertragung von Walter Jens im März 2003 am Vorabend, buchstäblich am Vorabend, eines Krieges gelesen hat, kann sich über den Titel des Buches, in dem sie stehen, nur wundern: »Ferne und Nähe der Antike«. <sup>1</sup> Wieso denn »Ferne«? Euripides-Jens ist so nah wie der Krieg nah war. Mehr gibt es dazu nicht zu sagen.

Mehr, viel mehr, haben die zwei Einleitungsautoren des Bandes <sup>2</sup> über Ferne und Nähe der Antike zu sagen: Christian Meier <sup>3</sup> und Jürgen Mittelstraß. Der »Wurzelboden« der griechischen Antike, so Meier, hat ein europäisches Menschentum hervorgebracht. Kennzeichen dieses Menschentums ist eine Ratio, welche »die neue politische Ordnung, die Orientierung und die Organisation der eigenen Herrschaft« durchdrang und den Anspruch begründete, »ganz neu über vielerlei Möglichkeiten verfügen zu können«. »Es ist die Geschichte der Erschließung ungeheurer Möglichkeiten der Veränderung eben des Menschen ... Und diese Geschichte – als anthropologische Geschichte – ist in ihrem entscheidenden Strang europäische Geschichte, seit der Antike – bevor sie jetzt zur Geschichte der ganzen Welt wurde.« »europäisches Menschentum ...«, »der ganzen Welt ...« – gallig schmecken die Wörter, wenn man den Krieg schon riecht. Auch wenn Meier natürlich nur meint, dass der »Wurzelstrang Europas« von Antigone zur globalen Gentechnologie führt. Wenn dem

so sein soll, was folgt daraus? Meier fordert »Besinnung darauf, wie weit es zum Menschen gehört, dass er sich von sich und seiner Welt Rechenschaft ablegt, dass Gesellschaften sich dem Wandel nicht einfach anheimgeben, sondern sich eine Verantwortung zuschreiben. ... Eine Besinnung darauf, dass es auch ein Menschenrecht auf Überblick über die Lage gibt.« Ein unmittelbar einsichtiges und dringendes Postulat knapp vor Ausbruch des wohl ersten Krieges, der zu Ende gehen sollte, ehe man herausgefunden hatte, warum er begann. Ein »Menschenrecht auf Überblick« – das wäre schön. Wenn es denn ein *Menschenrecht* würde. »Wie weit indes eine Neubesinnung auf den Menschen (und seine Ziele) eine spezifische Sache Europas (samt Amerika) ist, wäre zu fragen.« *Wäre* zu fragen, entbindet von Antwort. Jedenfalls wird, das weiß Meier genau, die Neubesinnung, wo auch immer sie stattfindet, nicht glücken ohne die Griechen und Römer. Weshalb man ab sofort Euripides in den Schulen von Bagdad lesen muss.

Dafür ist Jürgen Mittelstraß zuständig, nämlich für »Die Gegenwart der Antike in Schule und Universität«. <sup>4</sup> »Die Antike, mit der alles begann (jedenfalls in der europäischen Welt) ...«, die kannte noch eine einzige ungeteilte Rationalität. Die moderne Zersplitterung in »die wissenschaftliche, die ökonomische, die politische und die private Welt« war ihr fremd, »die faktische Einheit des Lebens« hingegen ihr Glück. »Eben darin aber, in der Suche nach einer derartigen Lebensform, liegt das Problem unserer Welt.« Vielleicht sollte man in Bagdad suchen? Die Chance, dass sich dort Politik, Wissenschaft, Wirtschaft, Privatheit und, nicht

1 WALTER JENS und BERND SEIDENSTICKER (Hg.), *Ferne und Nähe der Antike*. Herausgegeben im Auftrag der Akademie der Künste und der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften, Berlin, New York 2003, ISBN 3-11-017238-0. Ebendort, 237–260: WALTER JENS, *Der Untergang*. Nach den Troerinnen des Euripides. Ein Werkstattbericht.

2 der im übrigen teils knorrigelehrte Rekonstruktionen des politischen, wissenschaftlichen und philosophischen Denkens der Antike, teils so schöne Geschichten wie die vom »glücklichen Sisyphos« in *Werbung und Kunst* (B. SEIDENSTICKER) oder vom *Mysterium der Gerstensuppe und des Deckelkorbs* (W. BURKERT) oder von *Kanon und Kanone* (M. DIERS) enthält.

3 *Die Antike in der Geschichte Europas*, 3–16.

4 17–32.

zu vergessen, Religion in »faktischer Einheit des Lebens« zusammenschließen, ist jedenfalls größer als in Konstanz. Wer an der »modernen, in unüberschaubare Partikularitäten zerlegten Welt« und am Mangel von »Orientierung, die stabilisiert und handlungsfähig macht« so heftig leidet wie Mittelstraß, der findet Remedur im Nahen Osten gewiss leichter als im fernen Athen. Euripides ist zu komplex. Er »kennt keine Schwarzweißmalerei. Er liebt die Grautöne, das *sowohl als auch*, nicht das *entweder-oder*.«<sup>5</sup> Orientierungswissen ist da kaum zu holen.

Es ist nicht fair, in feiner professoraler Prosa gehaltene Eröffnungsvorträge vor der Eröffnung eines Krieges zu lesen, der das kleine alte Europa in Meinungen zersplittern ließ, der das Recht – »das wichtigste Erbe Roms« (Meier) – aus den Angeln hob, der von einem neuen, imperialen Rom geführt wurde<sup>6</sup> und der alle Hoffnung auf griechisch-europäische Ratio oder »das Leben leitende Orientierung« ad absurdum führte. Es ist nicht fair. Aber der nächste Krieg kommt bestimmt.

**Marie Theres Fögen**

*(à suivre)*

<sup>5</sup> WALTER JENS, 254.

<sup>6</sup> Vgl. z. B. RALPH PETERS, Offizier a. D. des amerikanischen Heeres, zur französischen Politik im Irak-Krieg: »Tut uns leid, aber Gallien erteilt Rom keine Befehle.« (FAZ v. 15.5.2003).